

Zum Problem der geistigen Frau.

Von W. W. Goethe.

Zwei Extreme zu innigster Freundschaft verflochten; zwei Vorübergehender geistiger Anschauung und darum — wie es die Zweckzahl in Verbindung mit Vollkommenheit schon an sich bedingt — von schlechthin polarer Gegenständigkeit; der naive Mensch und der sentimentalische; der weibliche Mensch und der männliche; all dies in zwei Namen, einem Beispiel, dem einzigen, genannt, heißt: Goethe und Schiller. Es soll hier nur das Idealbeispiel genannt werden.

Von jeder gilt Goethe als das Schulbeispiel des weiblichen, Schiller als das des sentimentalisch-männlichen — Schillers nicht etwa Menschen. Es folgt er auch niemand aus dieser Einreihung, daß nun etwa Goethe ein vorzugsweise weiblicher Mensch gewesen sei. Er war, um Bekanntheit noch mehr zu sagen, viel mehr als das; er war, wie jeder universelle Mensch, von seelischer und geistiger Zweigeigenschaft. Er vereinte die unbewußte Schöpferkraft des Naturgenies, eine ungeriffene Aktivität des Welt- und Werkerlebens mit der ungeriffenen Intelligenz und dem kritischen Verstand des Naturmannes; aber schon das Ueberhaupt-vorhandensein der ersten Eigenschaften macht ihn zu diesem als „weiblich“ bezeichneten Schiller, während das eigentliche Weib: Goethe la oben in dem verhältnißmäßig zusammengezogenen dieser gegenständlichen Gaben bewußt. Künstlicher einfacher formulierbar, weniger nicht nicht vielfältiger, so doch unendlich disharmonischer steht daneben der Typ Schiller: von Kantischer Willenshaftigkeit, aber zweifelsohne, ewig im Kampf mit sich und der Welt, in lebensvoller Bewußtheit seine Hochziele verfolgend, deren Aktivität entschlößt, in paradiesverlorener schwergläubiger Männlichkeit.

Jeder geistige Mensch, sei er Mann oder Frau, wird notwendig einem dieser Typen irgendwie angehören müssen; mag sein, daß er, je nach verschiedenen Lebensabschnitten, zwischen den beiden schwankt. Auf welche Seite, in der großen Wechselskala aller Fälle, sich der geistige Mann löst, wird, ist allgemeingültig nicht festzulegen, dagegen läßt sich von der geistigen Frau mit fast unumstößlicher Sicherheit voraussetzen, daß sie keineswegs „weiblicher Künstler“ sein, sondern dem männlichen, sentimentalischen, dem Schillerstypus angehören wird.

Dies liegt ein Oberflächensurrogat vor, der schon in geistiger Weise seine Erfüllung findet. Es läßt sich die Voraussetzung aufstellen, daß die notwendige Schöpferkraft, die

von der Natur aus gesehen, das Wesen lebendig der geistigen Frau ausmacht, sich, sobald sie auf geistige Welt überzogen wird, zur männlichen Intelligenz ebenso zugehörig verhält wie männliche Schöpfer- und Forscherkraft zu weiblicher Intelligenz oder besser Intellektualität. Folgendes diene zu richtiger Erläuterung: Die intellektuelle Frau ist ein Widerspruch an sich. Ursprünglich dazu bestimmt, ihre Schöpferkraft nur körperlich auszuwirken, ist sie, folgerichtig die Naturgenialität im geistigen Sinn verlagert. Gelangt sie trotzdem, insoweit starker intellektueller Veranlagung, durch Erziehung oder Beispiel, zum geistigen Werk, so geschieht dies notwendig in vollkommener, nicht etwa naiver Schwachsinnigkeit. Die intellektuelle Frau ist immer sentimentalisch, sobald sie, wie ungedeutet, weibliche Intellektualität stets mit (dem Wesen nach) männlichem Schöpferstern paart. Es ist eine psychologische Folgerichtigkeit, daß der intellektuellen, das heißt männlich gewordenen Frau nur noch der Weg zum Ganz-Männlichen freisteht, da (geistige) Naturgenialität bei der zur Natur bereits eben durch ihre Intellektualität in Widerspruch stehenden Frau die Schöpferkraft beinahe ebenso vergeblich würde, als wenn sich der schöpferische Mann plötzlich auch zum Kindergebären befähigt fände. Der Idealfall Goethe (Allgemein in Natur, die sich in Geisteswert umsetzt) ist der Frau ein für allemal verlagert.

Daß nun aber sie, die geistige Frau, ein Widerspruch in sich sei, steht — in den weitest meißten Fällen — niemand härter und schmerzlicher als sie selbst. Schindlich ist sie sich der Witterhaftigkeit bemußt nicht mehr Frau und noch nicht Mann zu sein. Psychologisch, fast immer auch geistlich, ist sie Frau geblieben; daran schleppt nur der männliche (oder vielmehr, dieser Verbindung wegen, weibliche) Intellekt, und diese Widerspruchslage hindert die geistige Frau fast ausnahmslos, sich dem sentimentalischen Schillerstyp bis zu völliger Auswirkung im erkämpften Wert anzugleichen. Freaus erklärt sich die Unruhbarkeit im Werte, die sich letzten Endes bei fast allen geistigen Frauen findet; jedenfalls ist die Ursache, daß alle geistige Schöpferkraft hinter der männlichen noch weniger unendlich weit zurückbleibt, nicht abzuleugnen. Und allein diese Zurückständigkeit macht es verständlich, daß der nur durch „kritische“ Mann schon am Ausgangspunkt das gleiche Format besitzt, wie die hochbegabte Frau, und daß diese endlich im geistigen Selbstüberwindung, sorgfältige Talentpflege anwenden muß, um inhaltlich dahin zu kommen, wo sie formal schon steht. Zur eigentlichen Schöpfung zu gelangen, ist ihr meist auch damit noch verlagert, bestmöglichst gelangt hoch zu werkende Schöpferkraft und Kritik schon geübterer Lachagen, wie es bei der stets als „männlich“ bezeichneten Natur der Frau ist, und in der

ganzen Geistesgeschichte könnte man nur die eine Ausnahme gelten lassen, welche die Regel: der Frau ist die (geistige) Naturgenialität verlagert, bestirmt: Selma Lagerlöf. Die Schriftstellerin bildet überhaupt das Schulbeispiel dafür, daß 99 Prozent der intellektuellen Frauen über den Grad dieser Witterhaftigkeit nicht hinauskommen vermögen. Denn sobald sie sich mit ganzer Kraft des Geistes und der Seele (von oberflächlicher Unterhaltungs-Vielheit ist hier natürlich abgesehen) zu einem Wert sammelt, gestaltet sie fast ausschließlich nur sich selbst, in hundert Abwandlungen immer fast selbst, ihre Zweifeln, ihre Bereitwilligkeit, ihre Sehnsucht nach vollkommener Harmonie; in einer Selbstlosigkeit, die der schreibenden Mann nur in Ausnahmefällen kennt. Selbstverständlich findet man auch beim männlichen Schriftsteller dies Nur-sich-selbst-Sehen und -Schalten. Als edelstes Beispiel dieser Art hat im Schrifttum der Gegenwart wohl Thomas Mann zu gelten, dessen eigenes Gut eben jene bis zur Verleugung gehende Selbstbildung, jenes Schmecken nach verlorenen Einfachheit ist. Wie weit hierbei eine weibliche Intellektualität des Dichters die Schuld trägt, mag dahin stehen; leichter erklärt sich nebenbei bemerkt, seine schmerzvolle Witterhaftigkeit aus der nordföhligen Massenmischung, die ihre gemeinlich hochbegabten Abstammung nie ohne seelischen Bruch in die Welt schickt.

Immerhin ist eine Witterhaftigkeit, die bis zur Witterbinderung, ja Wittertölung geht, beim geistigen Mann ein Einzelmarkt, während sie bei der geistigen Frau unumgängliches Schicksal ist. Was kann nun geschehen, um diese Spaltungen auszufüllen, aus dem Regativen Neuen zu ziehen, festzuhalten und darum brachliegenden Adler des Frauengeistes fruchtbar zu machen? Es ist dafür zu halten, daß die Erfüllung der Frau auch hier beim Mann liegt, und daß nur ein höherer Weg zu dem oben angedeuteten Ziele führt: die geistige Zusammenarbeit mit dem Mann. Möglicherweise besteht die differenziertere Mann unserer Zeit das Bedürfnis nach geistiger Kameradschaft mit der Frau kennt; und dauernd möglich kann sie sein, wenn die Frau genügend Güte (Weiblichkeit) und der Mann genaue Kraft (Männlichkeit) — beides im geistigen Sinn — besitzt, um Strömung heraufzuziehen, die mit dem Mann zusammenfließen.

Sobald nämlich die Frau niemals unterdrückbare geistige Bedürfnisse findet — und Gefühlsverfälschung nicht voraussetzung eines solchen Verhältnisses — verliert die Witterung ihre Schrecken, und der Geist der intellektuellen Frau vermag sich auszuwirken ohne Hemmung durch geistlich-männliche Elemente. Die Begriffe der Unterordnung, der Selbstausgabe werden hier, wo eine höhere Erfüllung stattfindet, zu bloßen

Worten. Die Frucht einer solchen ausübenden Gemeinlichkeit wird heilich kaum überlegend eigenes Wert der Frau sein. Aber hieran wird die Erfüllung der wirklich Frau gebührenden und Frau sein wollenen Intellektuellen — nur von dieser ist die Rede — kaum löslichen. Dieser noch als in der Formerschen Begriffe sie in der geistigen Gemeinlichkeit, daß keine Fallsame der Natur den Mann zum Zeugen, die Frau zum Empfänger geistigen hat; die physiologische Verschleidenheit offenbart sich als tiefes Geheimnis. Ein geistiges Kind, das die Frau gebiert, wird stets die Züge des Vatergeistes tragen; so ist es der Gefahr entzogen, der Dominanz zu werden, der die Mutter, auf sich allein gestellt, wahrcheinlich in die Welt gesetzt hätte. Aber sobald die Gemeinlichkeit fest und innig genug geworden ist, wird es dem Bedürfnis der Frau reiflos genügen, den in sie gelegten Gedanken des Mannes zu hegen, ihn Lebenskraft zu schenken, ihn schließlich geklärt dem Mann zurückzugeben, auf daß er ihn zum Wert vollende. Hier, wo weiblicher Intellekt und männlicher Schöpferkraft sich zur vollenen Einheit vereinen, endet ihre Aufgabe.

22.1.1919